

Tom McCarthy

8 1/2 Millionen

Roman

Aus dem Englischen von

Astrid Sommer

diaphanes

Für meine Eltern

1

Über den Unfall selbst kann ich wenig sagen. Fast nichts. Etwas fiel vom Himmel, damit hatte es zu tun. Technologie. Teile, Bruchstücke. Und das ist auch schon alles: Alles, was ich preisgeben kann. Das ist nicht viel, ich weiß.

Nicht, dass ich Hemmungen hätte. Es ist nur so, dass – na ja, erstens kann ich mich gar nicht an das Ereignis erinnern. Da ist eine Leerstelle: ein weißes Blatt, ein schwarzes Loch. Verschwommene Bilder, fragmentarische Eindrücke: dass mich etwas trifft, oder getroffen hat – oder, genauer, *im Begriff* ist, mich zu treffen; Blaulicht; ein Zaun; Lichter in anderen Farben; über eine Art Ablage oder Bett gehalten zu werden. Aber wer sagt mir, dass diese Erinnerungen authentisch sind? Wer sagt mir, dass mein traumatisiertes Gedächtnis das nicht alles nur erfunden oder von sonstwo hervorgekramt hat, aus irgendeinem anderen Winkel, um das Loch zu stopfen, den Krater, den der Unfall gesprengt hat? So ein Gedächtnis ist ein wandlungsfähiges und raffiniertes Ding. Ein richtiger Windhund.

Und dann ist da noch die Auflage. Die Klausel. Die Bedingungen des Vergleichs, die mein Anwalt und die Parteien, Institutionen, Organisationen – nennen wir sie die *Körperschaften* –, die für den Unfall verantwortlich sind, aufgesetzt haben und die mir untersagen, in der Öffentlichkeit oder in irgendeinem dokumentierbaren Format (diese Passage kenne ich auswendig), über Wesen und/ oder Einzelheiten des Vorfalls zu sprechen, unter Androhung der Einbuße sämtlicher finanzieller Entschädigungen, die ich erhalten habe, inklusive des zwischenzeitlich aufgelaufenen Mehrbetrags (ein schönes Wort, dieses »auflaufen«) – und höchstwahrscheinlich der Einbuße, sagte mir mein Anwalt mit ernster Stimme, von noch viel mehr. Womit sich sozusagen der Kreis schließt.

Der Vergleich. Dieses Wort: *Vergleich*. *Ver-gl-eich*. Als ich da elend auf dem Rücken lag, im Streckverband und festgebunden, und alle möglichen Schläuche und Kabel etwas in meinen Körper reinpumpten und etwas anderes raussaugten, elektronische Metronome und Blasebälge das eine beschleunigten und das andere drosselten, ihr Piepsen und Keuchen gegen mich antrat, durch mein nutzloses Fleisch und meine Organe lief wie Meerwasser durch einen Schwamm – während der Monate, die ich im Krankenhaus verbrachte, pflanzte sich dieses Wort in mich ein und wuchs. *Vergleich*. Es bahnte sich einen Weg durch mein Koma: Greg musste mit mir darüber gesprochen haben, als er anzugaffen kam, was der Unfall übrig gelassen hatte. Als sich der Nicht-Raum vollständigen Vergessens in meinem bewussten Schädel zu unscharfen Formen und Szenen ausdehnte und wieder zusammenzog – Sportplätze in erster Linie, Aschenbahnen, Cricketfelder –, begleitet von der Stimme eines Reporters, der mich aufforderte, das Geschehen mit ihm zusammen zu kommentieren, gelangte dieses Wort in den Kommentar: Wir diskutierten den Vergleich, obwohl keiner von uns wusste, was er mit sich bringen würde. Wochen später, als ich aus dem Koma aufgetaucht und von künstlicher Ernährung auf breiige feste Nahrung umgestellt worden war, dachte ich jedes Mal, wenn ich zu schlucken versuchte, an den Mittelteil des Wortes, das *-gl-*. Der Vergleich ließ mich würgen, bevor er mir das Maul stopfte: Soviel ist sicher.

Noch später dann, in den Wochen, die ich sitzend im Bett verbrachte und bereits denken und sprechen, aber mich noch an nichts erinnern konnte, präsentierte man mir den Vergleich als meine Zukunft, stark genug, meine Nicht-Vergangenheit aufzuwiegen, als den Moment, der meinen Zustand verbessern, mich wieder ganz machen, mich vervollständigen werde. Als meine Vergangenheit schließlich zum größten Teil zurückgekehrt war, auf Raten, wie alte Folgen irgendeiner banalen Seifenoper, ich aber immer noch nicht laufen konnte, sagten die Krankenschwestern, der Vergleich werde mich wieder auf die Beine bringen. Marc Daubenay schaute regelmäßig vorbei und informierte mich über

die Fortschritte, die der Vergleich machte, und ich saß da in meinem Gips und wartete darauf, dass meine Knochen Fortschritte machten. Wenn er gegangen war, saß ich da und dachte an Raten, Serien, Sets: Tischsets, ein ganzes Set mit x-beliebig vielen gleichen Tassen und Tellern, sechs Sätze im Tennis, an Filmsets, an sich endlos wiederholende Muster. Ich dachte an Reihenhaussiedlungen, an Kasernen, Settlements, Stützpunkte unter feindlichem Himmel, Kolonien. Ich dachte an Menschen – Tänzer vielleicht, oder Soldaten –, in Formation, geduckt, darauf wartend, dass ein Ereignis seinen Lauf nimmt.

Später, viel später, kam der Vergleich tatsächlich zustande. Ich war seit vier Monaten aus dem Krankenhaus entlassen und hatte seit einem Monat keine Physiotherapie mehr. Ich lebte allein in einer Zweizimmerwohnung am Rand von Brixton. Ich arbeitete nicht. Der Laden, bei dem ich bis zum Unfall gewesen war, eine Marktforschungsfirma, hatte mir bis Mai bezahlten Genesungsurlaub gewährt. Es war April. Mir war überhaupt nicht danach, wieder zu arbeiten. Mir war nicht danach, irgendetwas zu tun. Ich machte gar nichts. Die Tage vergingen mit Alltagsroutine: aufstehen und mich waschen, einkaufen gehen und wieder nach Hause kommen, Zeitung lesen, in meiner Wohnung sitzen. Manchmal sah ich fern, aber nicht viel; sogar das schien mir zu viel Initiative zu erfordern. Manchmal nahm ich die U-Bahn nach Angel, zu Marc Daubenays Büro. Meistens saß ich in der Wohnung und tat nichts. Ich war dreißig Jahre alt.

An dem Tag allerdings, als der Vergleich zustande kam, hatte ich etwas zu tun: Ich musste nach Heathrow zum Flughafen, um eine Freundin abzuholen. Sie kam aus Afrika zurück. Ich wollte gerade meine Wohnung verlassen, als das Telefon klingelte. Es war Daubenays Sekretärin. Ich nahm ab, und ihre Stimme sagte:

»Olander und Daubenay. Büro Marc Daubenay. Ich stelle Sie durch.«

»Wie bitte?« sagte ich.

»Ich stelle Sie durch«, wiederholte sie.

Ich erinnere mich, dass mir schwindelig wurde. Wenn ich etwas nicht verstehe, wird mir schwindelig. Seit dem Unfall hatte ich gelernt, alles langsam zu machen und jede Bewegung, jedes Detail meines Tuns zu *verstehen*. Ich habe es mir nicht ausgesucht, alles auf diese Weise zu machen: Ich kann es nicht anders. Wenn ich ein Wort nicht verstehe, lasse ich es einen meiner Mitarbeiter für mich nachschlagen. An diesem Tag, damals im April, als Daubenays Sekretärin anrief, hatte ich keine Mitarbeiter, und sowieso wäre das in diesem Fall nicht sehr hilfreich gewesen. Ich wusste nicht, auf wen sich das *durchstellen* bezog, auf Daubenay oder auf mich. Ein unbedeutender Unterschied, könnte man meinen, aber die Ungewissheit verursachte mir dennoch Schwindel. Ich stützte mich mit der Hand an der Wohnzimmerwand ab.

Nach ein paar Sekunden war Daubenays Stimme in der Leitung:

»Hallo?« sagte die Stimme.

»Hallo«, antwortete ich.

»Wir sind durch«, sagte Daubenay.

»Ja, ich bin's«, sagte ich. »Das war nur Ihre Sekretärin, die mich durchgestellt hat. Jetzt bin ich dran.«

»Hören Sie zu«, sagte Daubenay. Seine Stimme klang aufgeregt; er hatte nicht begriffen, was ich gerade gesagt hatte. »Hören Sie zu: Sie haben kapituliert.«

»Wer?« fragte ich.

»Wer? Sie! Die andere Seite. Sie sind eingeknickt.«

»Oh«, sagte ich. Ich stand da, die Hand gegen die Wand gestützt. Die Wand war gelb, daran erinnere ich mich.

»Sie sind uns entgegengekommen«, fuhr Daubenay fort, »mit einem Geschäft, dessen Bedingungen für beide Seiten außerordentlich überzeugend sind.«

»Was sind die Bedingungen?« fragte ich.

»Ihrerseits«, sagte er, »dürfen Sie über den Unfall weder in der Öffentlichkeit noch in irgendeinem dokumentierbaren Format sprechen. Sie müssen praktisch vergessen, dass es überhaupt geschehen ist.«

»Ich habe es bereits vergessen«, sagte ich. »Ich hatte von vornherein keinerlei Erinnerungen daran.«

Das stimmte, wie bereits erwähnt. Die letzte deutliche Erinnerung, die ich habe, ist, dass ich vom Wind durchgerüttelt wurde, ungefähr zwanzig Minuten bevor ich getroffen wurde.

»Das ist ihnen egal«, sagte Daubenay. »Darum geht es nicht. Worum es geht, ist, dass Sie akzeptieren müssen, dass dagegen dann keinerlei Rechtsmittel mehr eingelegt werden können.«

Es dauerte eine Weile, bis ich das verstanden hatte. Dann fragte ich:

»Wieviel zahlen sie mir?«

»Achteinhalb Millionen«, sagte Daubenay.

»Pfund?« fragte ich.

»Pfund«, wiederholte Daubenay. »Achteinhalb Millionen Pfund.«

Es dauerte nochmal einige Sekunden, bis ich begriffen hatte, wieviel Geld das war. Als es mir soweit klar war, nahm ich meine Hand von der Wand und drehte mich abrupt zum Fenster. Die Bewegung geriet so schwungvoll, dass ich das Telefonkabel mitnahm, es einfach aus der Wand riss. Der ganze Anschluss kam heraus: das Kabel, der flache Stecker, den man einstöpselt, und das Gehäuse um die Buchse, in die er eingestöpselt wird, ebenfalls. Es kam sogar etwas von den Kabeln mit heraus, die in der Wand verlaufen, und alles war übersät und gesprenkelt mit bröseligen, fleischfarbenen Stückchen Putz.

»Hallo?« sagte ich.

Es war sinnlos: Die Verbindung war unterbrochen. Ich stand eine ganze Weile, ich weiß nicht wie lange, mit dem toten Hörer in meiner Hand da und schaute auf das, was die Wand alles ausgespuckt hatte. Es sah ziemlich eklig aus, wie etwas, das aus etwas anderem herausgekommen ist.

Das Hupen eines vorbeifahrenden Autos brachte mich wieder zu mir. Ich verließ die Wohnung und hetzte zu einer Telefonzelle, um Marc Daubenay zurückzurufen. Die nächste war gleich um die Ecke, an der Coldharbour Lane. Während ich meine Straße überquerte und in die

einbog, die senkrecht auf meine trifft, dachte ich über die Summe nach: achteinhalb Millionen. Ich stellte sie mir vor, ihre Form. Die Acht war perfekt, makellos: eine geschwungene Ziffer, die unendlich in sich selbst zurückkehrt. Aber dann die Halbe. Warum hatten sie die Halbe dazugegeben? Sie schien mir so unschön, diese Halbe: ein Rest, ein Bruchstück, ein Abfallsplitter. Als meine Kniescheibe, die beim Unfall zertrümmert wurde, wieder zusammengewachsen war, blieb ein winziger Splitter lose. Den Ärzten war es nicht gelungen, ihn herauszufischen, und so trieb er dort im Kniegelenk, nutzlos, überflüssig wie ein Kropf; manchmal geriet er zwischen Scheibe und Kapsel und brachte das ganze Gelenk durcheinander, blockierte es, entzündete Nerven und Muskeln. Ich erinnere mich, dass ich mir, als ich an jenem Tag die Straße entlang ging, diesen überzähligen Bruchteil der Summe, die Halbe, als den Splitter in meinem Knie vorstellte und stirnrunzelnd dachte: *Nur Acht wäre besser gewesen.*

Davon abgesehen fühlte ich mich neutral. Man hatte mir gesagt, dass mich der Vergleich wieder zusammensetzen, meinem neuen Leben einen Kick verpassen werde, aber im Grunde genommen fühlte ich mich kein bisschen anders als vorher, bevor Marc Daubenays Sekretärin angerufen hatte. Ich schaute zum Himmel: Er war ebenfalls neutral – ein neutraler Frühlingstag, sonnig, aber nicht strahlend, weder kalt noch warm. Ich kam an meinem Fiesta vorbei, der auf halbem Weg an der Straße geparkt war, und schaute auf die Beule hinten links. Mir war jemand in Peckham reingefahren und dann abgehauen, etwa einen Monat vor dem Unfall. Ich hätte es eigentlich reparieren lassen sollen, aber seit ich aus dem Krankenhaus draußen war, schien es mir bedeutungslos, wie die meisten anderen Dinge auch, also war die Karosserie hinter dem linken Hinterrad immer noch zerbeult und eingedellt.

Am Ende der Straße, die senkrecht von meiner abzweigt, ging ich nach rechts und überquerte die Straße. In dem Haus, das sich dort befand, hatte vor etwa zehn Monaten, zwei Monate vor dem Unfall, eine Razzia stattgefunden. Die Polizei hatte jemanden gesucht und einen Tipp be-

kommen, denke ich. Sie hatten das Haus belagert, die Straße beidseitig abgesperrt und Scharfschützen in kugelsicheren Westen hinter LKWs und Laternenpfählen postiert, die ihre Gewehre auf die Fenster richteten. Als ich den Straßenabschnitt überquerte, den sie für einen kurzen Zeitraum zu Niemandsland gemacht hatten, fiel mir ein, dass ich Marc Daubenays Nummer nicht dabei hatte.

Ich blieb mitten auf der Straße stehen. Es war kein Verkehr. Ich stand eine Weile da – wie lange, weiß ich nicht –, genau in der ehemaligen Visierlinie der Scharfschützen, bevor ich zur Wohnung zurückging, um die Nummer zu holen. Ich drehte meine Handflächen nach oben, schloss die Augen und dachte an den Moment vor dem Unfall, als ich vom Wind durchgerüttelt worden war. Die Erinnerung daran verursachte ein Kribbeln, von den Oberschenkeln bis zu den Schultern und weiter in den Nacken. Es dauerte nur einen kurzen Moment – aber währenddessen fühlte ich mich nicht-neutral. Ich fühlte mich anders, intensiv: zugleich intensiv und heiter, gelassen. Ich erinnere mich sehr genau an dieses Gefühl: wie ich dort stehe, die Handflächen nach oben, ein Gefühl von Intensität und Gelassenheit.

Ich ging zu meiner Wohnung zurück, aber nicht durch die Straße, die ich gekommen war, sondern durch eine Parallelstraße, holte die Nummer und machte mich gleich wieder auf den Weg: Ich nahm wieder die Straße, die senkrecht von meiner abgeht. Wieder kam ich an meinem Auto vorbei, an der Beule. Der Mann, der mir reingefahren war, hatte die Vorfahrt missachtet und war dann einfach weitergefahren. Genau wie beim Unfall: beide Male war die andere Seite schuld gewesen. Ich kam wieder durch die Sperrzone. Der Mann, den die Polizei gesucht hatte, war nicht im Haus gewesen. Als ihnen das klar wurde, kamen die Scharfschützen aus ihrer Deckung; die Polizeibeamten lösten das schwarz-gelbe Band, das sie zur Markierung des Sperrgebiets quer über die Straße gespannt hatten, und sammelten es ein. Wäre man ein paar Minuten später vorbeigekommen, hätte man nicht bemerkt, dass irgendetwas geschehen war. Aber es war etwas geschehen. Das musste

irgendwo dokumentiert sein – wenn vielleicht auch nur in der Erinnerung der vierzig, fünfzig, sechzig Passanten, die aus Neugier stehen geblieben waren. Alles muss irgendeine Spur hinterlassen.

Daubenay und ich waren mitten im Gespräch unterbrochen worden. Als ich in der Telefonzelle mein 50-Pence-Stück in den Schlitz steckte und zurückrief, meldete sich die Empfangsdame. Ich war ihr schon begegnet, schon mehrmals. Sie war elegant und förmlich, Anfang dreißig, ein bisschen pferdegesichtig.

»Olander und Daubenay«, sagte sie. »Guten Tag.«

Ich sah den Schreibtisch vor mir, hinter dem sie saß, die Ledersessel gegenüber, das Glastischchen daneben. Von einem niedrigen Fenster zu ihrer Rechten sah man auf einen gepflasterten Hof.

»Kann ich bitte mit Marc Daubenays Büro sprechen?« sagte ich.

»Ich stelle Sie durch.«

Es folgte eine Stille, aber nicht die Ruhe des Büros, sondern die Art von Stille, die entsteht, wenn nichts in der Leitung ist. Mein Bild von Olander und Daubenay verblasste, verdrängt durch die vergitterte Fassade des Büros eines Taxiunternehmens direkt neben der Telefonzelle. MOVEMENT CARS, hieß es dort; FLUGHÄFEN BAHNHÖFE LICHT UMZÜGE NAH UND FERN. Ein Mann rollte einen großen Cola-Automaten durch den Eingang, kippte ihn langsam und stützte ihn mit den Schultern. Ich überlegte, was LICHT in diesem Zusammenhang bedeuten könnte, und schon überkam mich wieder eine leichte Welle des Schwindels. FLUGHÄFEN sagte die Schrift auf dem Fenster. Meine Bekannte, Catherine, würde in kaum mehr als einer Stunde in Heathrow ankommen. In der Leitung klickte es, dann nahm Marc Daubenays Sekretärin ab.

»Büro Marc Daubenay«, sagte sie.

Diese Frau war älter, etwas über vierzig. Auch ihr war ich schon begegnet, jedes Mal, wenn ich Marc Daubenay aufgesucht hatte. Sie war es, die mich vor ein paar Minuten angerufen hatte. Sie wirkte immer ernst, streng, fast ein wenig strafend. Sie lächelte nie. Ich sagte meinen Namen

und dass ich Daubenay sprechen wolle.

»Ich probiere es bei ihm«, sagte sie. »Nein, ich fürchte, es ist besetzt. Er telefoniert.«

»Ja, er telefoniert mit mir«, sagte ich. »Wir haben miteinander gesprochen und wurden getrennt. Ich nehme an, er versucht mich zurückzurufen.«

»Wenn Sie auflegen, werde ich ihn bitten, es nochmal zu versuchen.«

»Nein«, sagte ich, »das hat keinen Sinn. Mein Telefon ist aus der Wand gekommen. Es ist kaputt. Wir haben gesprochen, und es ging kaputt. Ich bin sicher, er versucht mich gerade anzurufen. Vielleicht können Sie ihn unterbrechen und ihm Bescheid sagen.«

»Ich muss rübergehen«, sagte sie.

Ich hörte, wie sie den Hörer weglegte, dann Schritte, Stimmen, ihre und Daubenays, im anderen Zimmer. *Er ist auf Ihrer Leitung?* sagte Daubenay. *Aber sein Telefon ist tot. Ich habe es die ganzen letzten zehn Minuten versucht.* Sie sagte etwas zu ihm, was ich nicht verstehen konnte, dann hörte ich seine Schritte zum Telefon in ihrem Zimmer kommen, dann ein Rascheln, als er den Hörer vom Schreibtisch nahm.

»Sind Sie wieder dran?« sagte er.

»Wir wurden unterbrochen«, sagte ich.

Die Anzeige des Telefons zählte mein Geld rückwärts und war bereits bei 32. Spitzentarif. Ich grub in meinen Taschen nach weiteren Münzen, fand aber nur Zwei-Pence-Stücke.

»Wieviel haben Sie gehört?« fragte Daubenay.

»Die Zahl. Könnten Sie sie wiederholen?«

»Achteinhalb Millionen Pfund«, wiederholte Daubenay. »Die Bedingungen, die das Einverständnis mit dieser Summe regeln, sind Ihnen klar?«

»Ich darf niemandem etwas sagen?«

»Sie dürfen weder in der Öffentlichkeit noch in irgendeinem dokumentierbaren Format über Wesen und/oder Einzelheiten des Unfalls sprechen.«

»Ich erinnere mich, dass Sie mir das gesagt haben«, sagte ich.

»Sollten Sie das dennoch tun, büßen Sie alles ein, auch den zwischenzeitlich aufgelaufenen Mehrbetrag.«

»Auflaufen, ja«, sagte ich. »Ich erinnere mich auch daran. Und lässt sich das rechtlich durchsetzen?«

»Das lässt es sich garantiert«, antwortete er. »In Anbetracht der Stellung dieser Parteien, dieser, äh, Institutionen, dieser, äh...«

»Körperschaften«, sagte ich.

»...Körperschaften«, fuhr er fort, »lässt sich so ziemlich alles durchsetzen. Ich empfehle ausdrücklich, dem zuzustimmen. Wir wären verrückt, wenn wir das nicht täten.«

»Was muss ich tun?« fragte ich.

»Kommen Sie morgen vorbei. Die Dokumente werden per Kurier zum Unterschreiben hierhergeschickt. Kommen Sie gegen elf. Bis dahin sollten sie da sein.«

Der Cola-Automaten-Mann rollte seine leere Sackkarre aus dem Movement-Cars-Büro heraus. Es hieß LEICHTE UMZÜGE, nicht LICHT, dann UMZÜGE. Die beiden E's fehlten. Die Anzeige des Telefons war schon bei den Zehnern. Daubenay gratulierte mir.

»Wofür?« fragte ich.

»Es ist eine beispiellose Summe«, sagte er. »Alle Achtung!«

»Ich habe sie mir nicht verdient«, sagte ich.

»Sie haben gelitten«, antwortete er.

»Das ist nicht wirklich die richtige...«, sagte ich. »Ich meine, ich habe mir nicht ausgesucht – und jedenfalls...«

Und genau hier wurden wir unterbrochen, wieder mitten im Gespräch.

Ich ging zurück zu meiner Wohnung, um neue Münzen zu holen. Wieder nahm ich auf dem Hinweg die Parallelstraße zu der senkrecht von meiner abgehenden und auf dem Rückweg die senkrechte, wie vorher: am Fiesta vorbei, an der Ex-Sperrzone. Diesmal warf ich Zwei-Pfund-Münzen ein. Daubenay schien überrascht, mich zu hören.

»Ich dachte, wir hatten die Sache soweit abgeschlossen«, sagte er. »Sie sollten ein Glas Sekt trinken gehen. Bis morgen um elf.«

Er legte auf. Ich kam mir dumm vor. Es war unnötig gewesen, ihn nochmal anzurufen. Abgesehen davon musste ich mich beeilen, zum Flughafen zu kommen, achteinhalb Millionen hin oder her. Als ich die Telefonzelle verließ, stellte ich mir Catherines Flugzeug vor, irgendwo über Europa, wie es auf den Kanal zusteuert, auf England. Ich ging ein drittes Mal zu meiner Wohnung zurück, nahm wieder dieselbe Route, holte meine Jacke und meinen Geldbeutel und kam bis zu einem Reifenhändler auf halbem Weg zwischen der Sperrzone und der Telefonzelle, als ich merkte, dass ich den Zettel mit der Flugnummer in meiner Küche gelassen hatte.

Ich drehte wieder um, hielt aber sofort inne, als mir einfiel, dass ich diese Information vielleicht gar nicht brauchte: Ich musste nur auf die Anzeigetafel mit den ankommenden Flügen schauen und würde sehen, welcher Flug aus Harare kam. Egal zu welcher Uhrzeit, es würde nie mehr als einer sein. Ich drehte mich wieder um und wollte gerade losgehen, als mir der Gedanke kam, dass ich nicht wusste, zu welchem Terminal ich musste. Ich musste eben doch zurückgehen und die Angaben holen. Bevor ich aber auch nur einen Schritt Richtung Wohnung getan hatte, fiel mir ein, dass in den U-Bahn-Wagen der Picadilly-Linie Listen hingen, auf denen man sehen konnte, an welchem Terminal welche Fluglinie ankam. Ich drehte mich also wieder um. Zwei Männer, die aus einem Café neben dem Reifenhändler kamen, schauten zu mir herüber. Mir wurde bewusst, dass ich hin und her ruckte wie ein angehaltenes Videobild auf einem Billigrekorder. Es muss seltsam ausgesehen haben. Es war mir peinlich. Ich entschied, die Angaben zum Flug doch zu holen, blieb aber noch einige Sekunden auf dem Gehweg stehen und tat so, als würde ich verschiedene Möglichkeiten abwägen, um zu einer fundierten Entscheidung zu kommen. Ich setzte sogar meinen Finger ein, den Zeigefinger meiner rechten Hand. Ich gab diese Vorstellung für die beiden Männer, die mich beobachteten, meine Bewegungen sollten dadurch authentischer wirken.

Als ich zu guter Letzt meinen Rundkurs durchbrach, den ich jetzt vier- oder fünfmal auf derselben Route durchlaufen hatte, die senkrecht abzweigende Straße hin und die parallele zurück, wobei ich sogar jede Straße immer an derselben Stelle überquert hatte: immer bei demselben Müllcontainer oder immer genau nach demselben Gullydeckel – als ich also schließlich links in die Coldharbour Lane Richtung U-Bahn Brixton einbog, fiel mir ein, dass ich mich ab jetzt gar nicht mehr am Boden fortzubewegen brauchte. Ich war so reich, dass ich einen Hubschrauber ordern und ihn anweisen könnte, im Ruskin-Park zu landen, und wenn er nicht landen konnte, würde er einfach über den Dächern schweben, ein Seil herunterlassen und mich in seinen Bauch hinaufwinden – so wie man es bei Leuten macht, die aus dem Meer gerettet werden. Und doch blieb ich am Boden, folgte mit meinen Augen dem Untergrund wie ein Blinder mit seinem Finger der Blindenschrift, konzentrierte mich auf mein Vorwärtskommen: auf jeden Schritt, wie die Knie sich beugen, wie meine Arme schwingen. Seit dem Unfall musste ich die Dinge so angehen: erst verstehen, dann ausführen.

Als ich später in der U-Bahn saß, hatte ich das Bedürfnis – wie jedes Mal, wenn ich die U-Bahn nach Angel nahm –, mir das Terrain vorzustellen, das der dahinsausende Wagen durchquerte. Nicht die Tunneln und Bahnsteige, sondern den Raum, den Raum über der Erde, London. Ich erinnerte mich, wie ich vom ersten Krankenhaus zum zweiten gebracht worden war, etwa zwei Monate nach dem Unfall, und wie furchtbar das gewesen war. Ich musste flach liegen und alles was ich sehen konnte, war das Innere des Krankenwagens, Stangen und Schläuche, ein Stückchen Himmel. Ich hatte damals das Gefühl gehabt, die ganze Fahrt gar nicht wirklich zu erleben: wie der Krankenwagen sich durch den Verkehr schlängelt, auf die falsche Straßenseite wechselt, an Ampeln und Verkehrsinseln vorbeiflitzt, all das konnte ich nicht sehen. Mir wurde übel, weil ich nicht in der Lage war, den Raum, durch den wir uns bewegten, zu erfassen. Ich hatte mich sogar im Krankenwagen übergeben. Auf der U-Bahn-Fahrt nach Heathrow spürte ich einen Anflug des

gleichen Unbehagens, der gleichen Übelkeit. Ich hielt sie in Schach, indem ich mir vorstellte, dass die Gleise mit Kabeln verbunden sind, die zu Kästen und anderen Kabeln über der Erde führen, die entlang der Straßen verlaufen und uns dadurch mit ihnen verbinden, und meine Wohnung mit dem Flughafen und die Telefonzelle mit Daubenays Büro. Die ganze Fahrt nach Heathrow konzentrierte ich mich auf diesen Gedanken.

Fast die ganze Fahrt. Eine merkwürdige Sache passierte. Manchem mag es unbedeutend erscheinen, mir aber nicht. Ich erinnere mich ganz deutlich daran. Am Green Park musste ich umsteigen. Um an der Station Green Park umzusteigen, muss man mit der Rolltreppe fast ganz nach oben fahren und dann mit einer anderen Rolltreppe wieder nach unten. Oben im Eingangsbereich, hinter den Automatikschranken, befanden sich einige Münztelefone und ein großer Stadtplan. Davon wurde ich so angezogen – von den in Aussicht gestellten Verbindungen, dem Überblick –, dass ich meinen Fahrschein an der Sperre eingeschoben hatte und durch- und darauf zu gegangen war, bevor ich merkte, dass ich eigentlich wieder nach unten gemusst hätte. Um es noch schlimmer zu machen: mein Ticket kam nicht wieder raus. Ich rief jemanden vom Aufsichtspersonal und sagte ihm, was passiert war, und dass ich mein Ticket zurückhaben musste.

»Es wird in der Sperre stecken«, sagte er. »Ich werde sie für Sie öffnen.«

Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Ticketsammelklappe der Sperre und nahm das oberste Ticket heraus. Er prüfte es.

»Dieses Ticket gilt nur bis zu dieser Station hier«, sagte er.

»Dann ist es nicht meins«, sagte ich. »Ich habe bis Heathrow gelöst.«

»Wenn Sie der letzte waren, der hier durchgegangen ist, sollte Ihr Ticket das oberste sein.«

»Ich war der letzte«, sagte ich. »Niemand ist nach mir durchgegangen. Aber es ist nicht mein Ticket.«

»Wenn Sie der letzte waren, muss das Ihr Ticket sein«, wiederholte er. Es war nicht mein Ticket. Mir wurde wieder schwindelig.

»Warten Sie«, sagte der Mann. Er fasste in den Schlitz an der Oberseite der Klappe und zog einen anderen Fahrschein heraus, der zwischen zwei Zahnrädern eingeklemmt gewesen war. »Der hier?« fragte er.

Er war es. Er gab ihn mir zurück. Der Fahrschein hatte schwarze Schmiere von den Zahnrädern abbekommen, als der Mann die Klappe geöffnet hatte, und diese Schmiere war nun an meinen Fingern.

Ich ging zurück zur Rolltreppe nach unten, aber bevor ich sie erreichte, fielen mir all diese Rolltreppeinstufen ins Auge, die gerade repariert wurden. Man stellt sich eine Rolltreppe als etwas Zusammenhängendes vor, als ein Ding, ein Armband in endloser Kreisbewegung, aber in Wirklichkeit besteht sie aus einer Menge einzelner, separater Stufen, die sich zu einem reibungslos funktionierenden System verzahnen. Verbinden. Diese hier waren unverbunden und lagen verstreut in einem abgesperrten Bereich der oberen Halle herum. Sie wirkten hilflos, wie gestrandeter Fisch. Ich starrte sie an, als ich an ihnen vorbeilief. Ich starrte so konzentriert darauf, dass ich die falsche Rolltreppe nahm, die nach oben, und wieder in der Halle landete. Als meine Hand über den Handlauf glitt, kam ein bisschen schwarze Schmiere auf meinen Ärmel und ließ einen Fleck zurück.

Bis heute habe ich eine fotografisch genaue Erinnerung daran, wie ich in der Halle stand und auf mein beflecktes Hemd schaute, auf die Schmiere – diese schmutzige, lästige Materie, die keinerlei Respekt vor den Millionen zeigte, nicht wusste, wo sie hingehörte. Mein Verderben: Materie.

3

Am nächsten Tag ging ich zu Marc Daubenay. Sein Büro war in Angel, wie bereits erwähnt. Ich fuhr mit der U-Bahn, konzentrierte mich dabei auf das oberirdische Terrain, hielt mich daran fest.

Daubenays Untergebene mussten über den Vergleich informiert worden sein. Die erste, die junge, pferdegesichtige Empfangsdame, ließ mich auf der Stelle durch, wobei sie mir nervöse Blicke zuwarf, als wäre ich ansteckend. Die zweite, Daubenays Sekretärin, stand, als ich ihr Vorzimmer betrat, sofort vom Schreibtisch auf und öffnete Daubenays Tür. Dabei verfolgte sie mich die ganze Zeit mit ihrem strengen Blick. Er war wirklich strafend, dieser Blick – so hatte einen die Schulsekretärin immer angeschaut, wenn man zum Büro des Schulleiters geschickt wurde, weil man was ausgefressen hatte.

Marc Daubenay sprang auf und schüttelte mir herzlich die Hand.

»Glückwünsche nochmals!« sagte er. »Das ist ein erstaunlicher Vergleich.«

Er strahlte; dabei legte sich die Haut um seine Augen und auf der Stirn in Falten. Er musste Ende fünfzig, Anfang sechzig sein. Er war hochgewachsen und dünn; sein weißes Haar hatte sich schon stark gelichtet. Er trug eine Weste unter seinem Jackett und darunter ein feingestriches Hemd und Schlips. Sehr korrekt. Er blieb hinter seinem Schreibtisch stehen, als er mir die Hand schüttelte. Sein Schreibtisch war ziemlich breit, so dass ich mich, um seine Hand zu erreichen, irgendwie darüberlehnen und dabei darauf konzentrieren musste, das Gleichgewicht zu halten, während die Schreibtischkante gegen mein Bein drückte. Schließlich setzte er sich und bedeutete mir, dasselbe zu tun.

»Also!« sagte er. »Also!« Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und breitete die Arme aus. »Da haben wir also eine sehr erfreuliche Lösung unseres Falls.«

»Lösung?« sagte ich.

»Lösung«, wiederholte er. »Ende, Abschluss, Ergebnis. Sie unterschreiben diese Papiere, und damit ist alles erledigt. Das Geld wird überwiesen, sobald das hier mit dem Fahrradkurier zurückgeschickt worden ist.«

Ich dachte eine Weile darüber nach und sagte dann:

»Ja, ich nehme an, dass es das ist. Für Sie.«

»Was meinen Sie?« fragte er.

»Eine Lösung«, sagte ich. »Ende.«

Daubenay blätterte in einem Haufen Papiere. Er zog verschiedene heraus, legte sie vor mich hin und sagte:

»Unterschreiben Sie das hier.«

Ich unterschrieb es.

»Und dieses hier«, sagte er. »Und das, und das. Und das hier auch.«

Ich unterschrieb sie alle. Nachdem er sie wieder eingesammelt und zu einem Stapel zusammengeschoben hatte, fragte ich:

»Wohin geht das ganze Geld?«

»Ja, gute Frage. Ich habe heute morgen ein Bankkonto dafür eingerichtet. Auf Ihren Namen natürlich. Nur, um einen Landeplatz dafür zu haben. Einen Rückhaltetank, gewissermaßen. Sie können das Konto schließen und alles abheben, wenn Sie möchten, oder vielleicht wollen Sie es auch bestehen lassen. Ich habe mir außerdem die Freiheit genommen«, fuhr er fort, »einen Termin mit einem Börsenmakler für Sie zu vereinbaren.«

Er reichte mir eine Mappe. *Younger und Younger* war darauf zu lesen, in vergoldeten, verschnörkelten Lettern, die an die Schrift auf Geburtstagsorten erinnerten.

»Sie sind die besten auf ihrem Gebiet«, sagte Daubenay. »Absolut unabhängig – und doch gleichzeitig hervorragend vernetzt. Immer auf dem Laufenden, sozusagen. Matthew Younger wird sich um Sie kümmern, falls Sie sich entscheiden, hinzugehen.«

»Welcher ist er?« fragte ich.

»Er ist der Sohn«, antwortete Daubenay. »Der Vater heißt Peter, ist aber bereits halb im Ruhestand. Sie sind schon in der dritten Generation.«

»Müsste es dann nicht Younger und Younger und Younger heißen?« fragte ich.

Daubenay dachte einen Moment darüber nach.

»Ich denke schon«, antwortete er.

»Obwohl, wenn der jüngste dazukommt, kann er der zweite werden, und der Vater, der der zweite war, kann der erste werden, und der erste kann einfach hinten aussteigen«, sagte ich. »Es geht nur darum, auf welcher Position sie sind. Sie rotieren.«

Marc Daubenay schaute mich einige Sekunden aufmerksam an. Schließlich antwortete er:

»Ja. Ich nehme an, Sie haben Recht.«

Das Büro von Younger und Younger war in der Nähe der Victoria Station. Ich nahm die U-Bahn. Als ich nach oben kam, auf den Vorplatz vor dem Bahnhof, war die Rush-hour in vollem Gang. Pendler strömten an mir vorbei und über die Treppe hinunter zur U-Bahn. Ich blieb einige Minuten dort stehen und versuchte herauszufinden, in welcher Richtung das Büro von Younger und Younger lag, während Männer und Frauen in Businesskleidung eilig an mir vorbeiströmten. Es war ein seltsames Gefühl. Nach einer Weile dachte ich nicht mehr über den Weg zum Büro nach, sondern stand einfach nur da und spürte sie vorbeieilen, vorbeiströmen. Ich dachte daran, wie ich vor zwei Tagen in der Nähe meiner Wohnung in der Ex-Sperrzone zwischen der senkrecht und der parallel verlaufenden Straße gestanden hatte. Ich schloss die Augen, drehte meine Handflächen wieder nach oben und spürte dasselbe Kribbeln, dieselbe Mischung aus Gelassenheit und Intensität. Ich öffnete die Augen wieder, ließ meine Handflächen aber nach oben gedreht. Ich merkte plötzlich, dass ich dastand wie ein Bettler, der die Hände aufhält und Passanten um Kleingeld bittet.

Das Gefühl von Intensität nahm zu. Es fühlte sich sehr gut an. Ich stand regungslos, meine Hände ausgestreckt, die Handflächen nach oben gedreht, während die Pendler an mir vorbeiströmten. Nach einer Weile entschloss ich mich, *tatsächlich* um Kleingeld zu bitten. Ich fing an zu murmeln:

»Kleingeld... ein bisschen Kleingeld... bisschen Kleingeld...«

Das machte ich ein paar Minuten lang. Ich ging niemandem hinterher und suchte auch keinen Augenkontakt – ich stand einfach nur da, starrte unbestimmt vor mich hin und murmelte *ein bisschen Kleingeld*, immer und immer wieder. Niemand gab mir etwas, was in Ordnung war. Weder brauchte noch wollte ich ihr Kleingeld: Ich hatte achteinhalb Millionen Pfund. Ich wollte einfach hier an diesem Ort sein, zu eben diesem Zeitpunkt und eben diese Handlung ausführen. Ich fühlte mich dadurch so gelassen und intensiv, dass ich mich fast als echt empfand.

Das Büro befand sich etwas nördlich der Victoria Station, gegenüber von den Parkanlagen des Buckingham Palace. Die Empfangsdame hier ließ die Yuppiedame von Olander und Daubenay wie eine Supermarktkassiererin aussehen. Sie trug ein in eine cremefarbene Bluse eingestecktes Seidenhalstuch und hatte perfekt sitzendes Haar. Es bewegte sich kein bisschen, als sie ihren Mund Richtung Gegensprechanlage senkte, um Matthew Younger wissen zu lassen, dass ich da sei, oder als sie in den kleinen Küchenbereich ging, um mir einen Kaffee zu machen. Über ihr, ebenfalls zu gefrorenen Wellen geformt, erstreckte sich eine Mahagonitäfelung bis zur hohen, mit einer Kranzleiste verzierten Decke.

Matthew Younger kam herein, bevor mein Kaffee fertig war. Er war klein, ziemlich klein sogar – aber als er mir die Hand schüttelte und mich begrüßte, hallte seine Stimme dröhnend durch den ganzen Raum, über die Mahagonitäfelung und bis zur verzierten Decke. Ich fand es seltsam, dass jemand, der physisch so wenig Raum einnahm, ein so starkes Gefühl von Präsenz vermitteln konnte. Er schüttelte mir herzlich die Hand – nicht so heiter wie Daubenay, sondern betonter, mit festem

Griff, der das Karpalband mit ins Spiel brachte. In den seltensten Fällen ist beim Händedruck das Karpalband beteiligt; nur bei einem wirklich festen. Er deutete aus dem Empfangsraum hinaus Richtung Flur.

»Lassen Sie uns nach oben gehen«, sagte er.

Ich wandte mich zum Ausgang, zögerte aber an der Tür, da die Empfangsdame immer noch mit meinem Kaffee beschäftigt war.

»Oh, ich bringe ihn dann hoch«, sagte sie.

Matthew Younger und ich gingen eine breite, mit Teppich ausgelegte Treppe hinauf, über der Porträts von reich, aber kränklich aussehenden Männern hingen. Wir kamen in einen großen Raum mit einem dieser langen, polierten, ovalen Tische, wie man sie von Vorstandssitzungsszenen aus Filmen kennt. Er legte eine Mappe auf den Tisch, zog das Gummiband ab, das sie zusammenhielt, nahm ein Papier heraus, bei dem ich am Briefkopf erkennen konnte, dass es aus Marc Daubenays Büro stammte, und fing an:

»So. Marc Daubenay teilt mir mit, dass Sie zu einer größeren Geldsumme gekommen sind.«

Er schaute mich an und wartete auf eine Erwiderung. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte und verzog nur ein wenig den Mund. Nach einer Weile fuhr Younger fort:

»Im Laufe des vergangenen Jahrhunderts hat sich der Aktienmarkt in jeder Dekade besser entwickelt als Bargeld, von den Dreißigern abgesehen. Viel besser. Als Faustregel kann man sagen, dass sich Ihr Kapital in fünf Jahren verdoppeln kann. Bei der gegenwärtigen Marktsituation kann man die Spanne auf drei reduzieren, vielleicht sogar auf zwei.«

»Wie funktioniert das?« fragte ich. »Ich investiere in Firmen und bin an ihrem Gewinn beteiligt?«

»Nein«, sagte er. »Na ja, doch, das macht einen kleinen Teil davon aus. Sie erhalten eine Dividende. Aber was ihre Anlagen wirklich in die Höhe treibt, ist Spekulation.«

»Spekulation?« wiederholte ich. »Was ist das?«

»Aktien werden permanent ge- und verkauft«, sagte er. »Die Preise sind nicht festgelegt: Sie ändern sich, sie richten sich danach, was die Leute dafür zu zahlen bereit sind. Wenn Leute Aktien kaufen, beurteilen sie sie nicht danach, was sie tatsächlich in Bezug auf Waren oder Dienstleistungen darstellen: sie beurteilen sie danach, was sie einmal wert sein *könnten*, in einer imaginären Zukunft.«

»Aber was passiert, wenn diese Zukunft eintritt und sie nicht soviel wert sind wie die Leute dachten?« fragte ich.

»Das passiert nicht«, sagte Matthew Younger. »Wann immer eine Zukunft eingetreten ist, wird schon eine neue imaginiert. Die kollektive Imagination aller Investoren projiziert ständig eine neue Zukunft und lässt die Aktien weiter steigen. Natürlich kann es vorkommen, dass ein bestimmtes Aktienpaket mit der Imagination der Leute nicht mehr Schritt hält und fällt. Es ist unser Job, Sie rechtzeitig da rauszuholen, wo sie fallen – und, umgekehrt, Sie da reinzubekommen, wo sie in Kürze in die Höhe schießen werden.«

»Was, wenn alle gleichzeitig damit aufhören, eine Zukunft zu imaginieren?« fragte ich.

»Ah!« Younger runzelte die Stirn und seine Stimme wurde leiser, zog sich aus dem Raum zurück in seinen kleinen Mund und seine kleine Brust. »Das legt im ganzen System den Schalter um, und der Markt bricht zusammen. Das ist '29 passiert. Theoretisch kann das wieder passieren.« Sein Blick verdüsterte sich für einen Moment; dann hellte sich seine Miene wieder auf – und auch seine dröhnende Stimme kam zurück, als er resümierte: »Aber wenn keiner glaubt, dass das passiert, dann passiert es auch nicht.«

»Und glaubt man, dass es passieren wird?«

»Nein.«

»Cool«, sagte ich. »Dann lassen Sie uns Aktien kaufen.«

Matthew Younger zog einen umfangreichen Katalog aus der Mappe und schlug ihn auf. Er war voller Grafiken und Tabellen, wie eine Art Gezeitenkalender.

»Mit der Art von Kapital, das Sie zur Verfügung haben«, sagte er, »lässt sich doch ein ganz ordentliches Portfolio zusammenstellen.«

»Was ist ein Portfolio?« fragte ich.

»Oh, so bezeichnen wir die Streuung Ihrer Anlagen«, erklärte er. »Man könnte es mit Roulette vergleichen – mit dem entscheidenden Unterschied allerdings, dass Sie in unserem Fall gewinnen, während man beim Roulette meistens verliert. Aber auf einem Roulettetisch gibt es Sektoren, Gruppen von Zahlen, auf die man setzen kann, Reihen, Farben, Gerade/Ungerade und so weiter. Ein kluger Roulettespieler wird eher den ganzen Tisch strategisch abdecken, als alle Chips auf eine Zahl zu setzen. Genauso sollte man, wenn man an der Börse spielt, verschiedene Bereiche abdecken. Banken, verarbeitende Industrie, Telekommunikation, Öl, Pharma, Technologie...«

»Technologie«, sagte ich. »Technologie gefällt mir.«

»Gut«, sagte Younger. »Diesem Sektor sind wir auch sehr zugeneigt. Wir könnten...«

»Welcher war der davor nochmal?« fragte ich.

»Pharma. Die großen Arzneimittelfirmen sind immer ein...«

»Nein, noch davor.«

»Öl?«

»Nein: Signale, Nachrichten, Verbindungen.«

»Telekommunikation?«

»Ja! Genau.«

»Das ist ein außerordentlich vielversprechender Sektor. Der Mobilfunkmarkt hat Jahr für Jahr nahezu exponentielle Zuwachsraten. Und je mehr neue Verbindungsarten zwischen Telefon und Internet und Hi-Fi-Systemen und wer weiß was noch alles möglich werden, desto mehr imaginäre Zukünfte eröffnen sich. Sie verstehen das Prinzip?«

»Ja«, sagte ich. »Wir nehmen diese beiden: Telekommunikation und Technologie.«

»Nun, wir können selbstverständlich Ihr Portfolio in dieser Richtung *gewichten*«, begann Younger – hielt aber inne, als die Empfangsdame

mit dem perfekt sitzenden Haar hereinkam. »Ah, da kommt Ihr Kaffee«, sagte er.

Sie trug ihn auf einem kleinen Tablett, so wie es Stewardessen in Flugzeugen verwenden. Als sie die Tasse auf dem polierten Tisch abstellte, bemerkte ich, dass es sich um eine aus zwei Teilen bestehende Konstruktion handelte: die Tasse selbst, dann, darin eingepasst, ein Plastikfiltereinsatz, in dem sich das Kaffeepulver befand. Es erinnerte mich an diese Mondlandemodule aus den Sechzigern, die Art und Weise, wie die Segmente sich ineinander fügten. Es gab natürlich auch noch eine Untertasse: drei Teile. Die Empfangsdame ließ die ganze Assemblage sanft auf die Tischplatte gleiten, stellte ein kleines Gefäß mit Sahne und eine Schale mit grob gewürfeltem Zucker daneben, legte einen Löffel dazu und rauschte mit dem Tablett wieder davon.

»Wir können selbstverständlich ins Auge fassen, es in dieser Richtung zu *gewichten*«, fuhr Younger fort. »Aber was ich mit der Roulette-Analogie sagen wollte, ist doch, dass es am besten ist, verschiedene Sektoren abzudecken, Sektoren des...«

»Ja, ich verstehe«, sagte ich. »Aber ich möchte wissen, wo ich bin. Mich mit einem bestimmten Sektor beschäftigen, statt überall und nirgends zu sein, alles durcheinander. Ich möchte eine... eine bestimmte...«, ich suchte lange nach dem richtigen Wort und fand es schließlich: »Position.«

»Eine Position?« wiederholte er.

»Ja«, sagte ich. »Eine Position. Telekommunikation und Technologie.«

Jetzt sah Younger verwirrt aus.

»Obwohl ich diese beiden Sektoren für äußerst vielversprechend halte, bin ich doch der Meinung, dass dieser Grad an Konzentration, und besonders hinsichtlich der großen Summe, die wir zu investieren beabsichtigen, dass das in ganz unverhältnismäßigem Maße bedeutet, sich zu exponieren, sich Ungewissheiten auszusetzen. Es wäre wesentlich besser...«

»Wenn Sie das nicht machen«, sagte ich, »gehe ich zu einem anderen Börsenmakler.«

Younger verkrampfte sich. Er schien noch mehr zusammenzuschrumpfen; seine Stimme verkümmerte zu einem Schweigen, während er zu begreifen versuchte, was ich gesagt hatte. Dann setzte er wieder seine freundliche Miene auf, atmete tief durch und dröhnte:

»Wir können das schon machen. Auf jeden Fall. Es ist Ihr Geld. Ich berate Sie lediglich. Ich würde zu einer gewissen Diversifikation raten – aber wenn Sie das nicht möchten, dann ist das vollkommen...«

»Telekommunikation und Technologie«, sagte ich. Sobald er erklärt hatte, wie es funktionierte, war mir vollkommen klar, was ich wollte, augenblicklich. Es war mein Geld, nicht seins.

Matthew Younger begann, seinen Katalog durchzublättern. Ich hob den Filtereinsatz der Kaffeetasse an und versuchte, ihn auf der Kante der Untertasse zu balancieren, aber er rutschte auf den Tisch. Ich bemerkte, dass das Wasser noch nicht vollständig durchgelaufen war: Schwarzes Klebzeug sickerte aus dem Gazeboden und lief über die Tischplatte. Ich tupfte mit meinen Fingern darauf herum, um zu verhindern, dass es die Tischkante erreichte und auf meine Hose tropfte. Aber das ließ es nur schneller fließen, und am Ende hatte ich es doch auf meiner Hose, und an meinen Fingern hatte ich es auch. Es war klebrig und schwarz, wie Teer.

»Das tut mir leid«, sagte Matthew Younger. Er griff in die Tasche seines Jacketts und zog ein sauberes Seidentaschentuch heraus. Ich rieb meine Finger damit ab, bis das nasse Zeug trocken und körnig geworden war; dann gab ich ihm das Tuch zurück und er begann, die Technologie- und Telekommunikationskapitel seines Katalogs mit mir durchzugehen.

In weniger als einer halben Stunde hatten wir eine Firma ausgesucht, die kleine Chips für Computer herstellt, zwei der größten Mobilfunknetzbetreiber und einen Hersteller für Schnurlostelefone, eine Firma für terrestrische Telefonie und Kabelfernsehen, ein Luft- und Raumfahrtunternehmen, eine Firma, die Verschlüsselungen fürs Internet entwi-

ckelt, eine andere, die Software entwickelt, deren Zweck ich nicht ganz verstand, einen Hersteller von flachen Lautsprechern, noch ein paar Software-Leute und noch so ein Mikro-Ding. Ich kann mich nicht an alle erinnern: Es waren so viele. Ein Spiele-Hersteller, ein Pionier des interaktiven Fernsehens, ein Unternehmen, das diese kleinen tragbaren Geräte herstellt, die einem zu jeder Zeit genau sagen, wo man sich befindet, indem sie Signale ins All senden und wieder zurück – und viele viele mehr. Als ich ging, hatten wir mehr als achtzig Prozent meines Geldes in Aktien versenkt. Eine Million sollte auf einem Bausparkassenkonto angelegt werden, wofür ich mit Youngers Hilfe gleich die Formulare ausfüllte. 150.000 blieben auf dem Rückhaltetank-Konto, das Daubenay am Morgen für mich eröffnet hatte.

»Ich brauche vielleicht mal plötzlich Bargeld«, sagte ich zu Matthew Younger, als er mich aus den Geschäftsräumen von Younger und Younger hinausbegleitete.

»Natürlich«, antwortete er. »Auf jeden Fall. Und vergessen Sie nicht, dass wir auch jederzeit Aktien verkaufen können. Rufen Sie an, wann immer Sie mich brauchen. Auf Wiedersehen.«

Es war immer noch Rush-hour. Mir war nicht danach, gleich die U-Bahn zu nehmen. Statt dessen ging ich langsam Richtung Fluss, durch die Seitenstraßen von Belgravia. Am Fluss ging ich weiter nach Osten, überquerte die Lambeth-Brücke und nahm dann die Treppe hinunter zum Albert-Ufer, suchte mir eine Bank und blieb dort eine Weile sitzen, mit einem weiten Blick über die Themse.

Ich dachte daran, wie Catherine und ich damals das Boot genommen hatten, an der Uferpromenade in Paris. Es war früh am Tag gewesen, ein frischer, blauer Morgen, und die Sonne hatte überall auf dem Wasser diese Spalten aus Licht aufblitzen lassen – tanzende, funkelnde Spalten, die sich öffneten. Jetzt war Abenddämmerung. Die Stadt wirkte, als würde sie die Schotten dicht machen; sie sammelte sich, kam zu sich, aber ich blieb ausgeschlossen. Sie glühte, aber sie wärmte mich nicht. Als ich da so saß, kam mir in den Sinn, dass ich losgehen und so gut

Titel der englischen Originalausgabe:

Remainder

© 2006 Tom McCarthy

1. Auflage 2009

© diaphanes, Zürich-Berlin

www.diaphanes.net

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich

Umschlaggestaltung: Pascal Dätwyler

Druck: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-03734-045-5